

Flexible Studierende

Roland Bloch
Wittenberg

„Mehr Praxis – weniger Theorie – kürzere Studienzzeit“ – das, neben anderem, erwarten Studierende von einer europäischen Studienreform. Besonders die Studiendauer wird als Problem diagnostiziert: „Deutsche Studenten sind überqualifiziert und die Ausbildung dauert viel

zu lange.“¹ Vergleichbare studentische Einschätzungen finden sich auch über den sogenannten ‚Lucky Streik‘ 1997: „Vielleicht muss man wirklich Opfer bringen, wie z.B. die Opferung eines Semesters, um etwas zu erreichen, dennoch waren wir nicht bereit dazu, da es für uns wichtig war und ist, das Studium so schnell wie möglich hinter uns zu bringen“ (Lucky Streik 1998: 168). Studium und Hochschule erscheinen hier als Hindernisse – aber welchen Weg zu welchen Zielen blockieren sie in der Wahrnehmung der Studierenden? Worauf beziehen sich Studierende in ihren Lebensentwürfen, wenn Studium und Hochschule negative Bezugspunkte studentischen Alltags darstellen?

Solche studentischen Aussagen deuten darauf hin, dass ein fundamentaler Wandel im Verhältnis zwischen Studierenden und Hochschulen stattfindet: In den Lebensentwürfen von Studierenden nehmen Hochschule und Studium keine zentrale Stellung mehr ein. Studierende sind vielmehr Teil allgemeiner gesellschaftlicher Individualisierungsprozesse. Studentische Lebensentwürfe werden aus einer solchen Perspektive wesentlich durch außerhochschulische Anforderungen und Deutungsmuster bestimmt.

¹ Beide Zitate aus Willige (2003: 25f.). Es handelt sich um Antworten Studierender auf die offene Frage: „Im September kommen die europäischen Bildungsminister/innen in Berlin zu einer Konferenz zusammen. Es wird dort um eine weitere Annäherung der europäischen Bildungssysteme gehen. Welchen Rat würden Sie den Bildungsministern/innen mit auf den Weg geben wollen?“

Studierende entsprechen demnach heute nicht mehr dem traditionellen Leitbild des *akademischen Studierenden*, sondern sind, so meine These, *flexible Studierende*, die ihr Studium auf antizipierte Anforderungen des ökonomischen Feldes und dabei besonders des Arbeitsmarktes ausrichten. Während des Studiums wird an dem Ausbau individueller Wettbewerbsvorteile gearbeitet. Flexible Studierende verhalten sich etwa so wie Bug, einer der Charaktere in Douglas Couplands Roman *Microserfs*. *Microserfs* sind alle jung, arbeiten für *Microsoft* und verehren Bill Gates. Zentral für ihr Handeln bei *Microsoft* ist, die Aufmerksamkeit von Bill Gates auf sich zu ziehen, indem sie dessen Anforderungen und Bewertungen antizipieren:

„Bug believes that Bill sits at his window in the Admin Building and watches how staffers walk across the Campus. Bug believes that Bill keeps note of who avoids the paths and uses the fastest routes to get from A to B, and that Bill rewards these devil-may-care trailblazers with promotions and stock, in the belief that their code will be just as innovative and dashing“ (Coupland 1996: 27).

Ohne dass konkrete Anforderungen gestellt werden, richtet Bug sein Handeln darauf aus, was von ihm erwartet werden *könnte*. Sind aber Potenziale handlungsleitend, wird Flexibilität zur wichtigsten Eigenschaft. Flexibilität erfordert die Bereitschaft, jederzeit alte Projekte abzuschließen und neue zu beginnen, die permanente Veränderung der eigenen Arbeit zu akzeptieren: „Der Markt ist nach dieser Auffassung zu dynamisch, als dass man Jahr für Jahr etwas auf dieselbe Art oder dass man dieselbe Sache tun könnte“ (Sennett 2000: 26). Handlungsleitend ist die Maxime: „bleib in Bewegung, geh keine Bindungen ein und bring keine Opfer“ (ebd.: 29). Flexible Studierende übertragen Flexibilität im Vorgriff auf den Arbeitsmarkt als bestimmendes Element auf ihr Studium, das so zu einer Qualifikationsanstrengung unter vielen wird. Die wichtigste Leistung, die sich flexible Studierende vom Studium erwarten, ist die Zertifizierung ihrer individuellen Qualifikation. Die Arbeit an der individuellen Qualifizierung hingegen wird hauptsächlich in den außerhochschulischen Bereich verlegt – Praktika, Zusatzqualifikationen und Nebenjobs versprechen eher Wettbewerbsvorteile als Studieninhalte.

Diese These vom flexiblen Studierenden soll hier an Hand einer sekundäranalytischen Auswertung verfügbarer Daten geprüft werden. Hierfür werden exemplarisch quantitative und qualitative Untersuchungen herangezogen. Quantitative Daten zeigen bereits den Wandel hin zum flexiblen Studierenden. In einem qualitativen Ansatz werden Studierende als

Milieu untersucht und differenziert. Dabei wird sich zeigen, dass es sich um ein dynamisches Feld handelt, in dem verschiedene Fraktionen um legitime Deutungen, Lebensentwürfe und Studienstile kämpfen. Die so gewonnenen Erkenntnisse über flexible Studierende werden in einem weiteren Schritt auf gesellschaftliche Individualisierungsprozesse bezogen. Aus dieser Perspektive werden flexible Studierende als Reaktion auf allgemeine gesellschaftliche Individualisierungsprozesse und deren Deutung analysiert.

Quantitative Daten über flexible Studierende

Die AG Hochschulforschung an der Universität Konstanz führt seit den 1980er Jahren eine Langzeitstudie zu studentischen Einstellungen durch. Dass flexible Studierende sich stärker auf außerhochschulische Aktivitäten konzentrieren, zeigt die Bewertung des Studiums in seiner Bedeutung für den eigenen Lebenslauf: Nur 25% aller Studierenden sehen das Studium als ihren Lebensmittelpunkt; 40% hingegen richten ihre biographische Erzählung schon während des Studiums auf den bereits oder zukünftig ausgeübten Beruf aus. Dieser Ausrichtung entsprechen die Wichtigkeitszuschreibungen der Studierenden. Zwar halten 57% der Studierenden auch Hochschule und Studium für wichtig, doch wird diese Wertung auf den zukünftigen Beruf bezogen, auf den sich 47% bereits konzentrieren und so das Studium unter dem Blickwinkel seiner späteren beruflichen Verwertbarkeit sehen.²

Eine besondere Stellung nimmt der private Bereich für flexible Studierende ein. 80% aller Studierenden sehen diesen als sehr wichtig an. Diese Prioritätensetzung entspricht einer von Richard Sennett beobachteten Reaktion: Um der permanenten Bewegung des Marktes und der daraus folgenden Flexibilität zumindest temporär zu entkommen, schaffen sich flexible Menschen einen geschützten privaten Bereich. Hier herr-

² Alle Daten aus Bargel 2000: 2ff. Dass diese Tendenz ungebrochen ist, bestätigt ein Blick in den 7. Studierenden-survey: „Den höchsten Stellenwert nimmt unter den Studierenden die Erwartung ein, später aufgrund des Studiums eine interessante Arbeit zu finden. Es zeigt auf alle Fälle, dass das Studium für die meisten Studierenden kein Selbstzweck ist, sondern dass es auf einen Beruf hinführen soll“ (Bargel/Ramm/Multrus 2001:77). Leider finden sich über die Berufsorientierung als Studienmotivation hinaus in den neueren Untersuchungen keine Aussagen über den Stellenwert von Hochschule und Studium in studentischen Lebensentwürfen.

schen „feste und zeitlose Regeln“, aus denen „die Launen von Zeit und Ort“ verbannt sind (Sennett 2000: 34). Der für die flexiblen Studierenden als so wichtig empfundene private Bereich ist demnach eher konservativ gestaltet – er soll die Stabilität garantieren, die in der modernen Arbeitswelt nicht mehr erhältlich ist.

Wettbewerb sehen Studierende, so Bargel (2000: 9ff.), überwiegend positiv. Wer hier nicht besteht, hat dies selbst zu verantworten. Als Konsequenz fordern Studierende härtere Selektion, sowohl für den Hochschulzugang als auch für die Leistungskontrolle während des Studiums. Soziale Ungleichheit wird zwar von den Studierenden erkannt, aber nicht als ungerecht bewertet. Eigene schlechte Aussichten auf dem Arbeitsmarkt führen denn auch nicht zu Kritik, sondern zu verstärktem Einsatz für die Verbesserung der eigenen Wettbewerbsvorteile, also verstärkten Qualifikationsanstrengungen (Durrer/Heine 1998: 40f). Engagement ist z.B. nicht mehr politisch, sondern auf berufliche Initiativen und bessere Qualifizierung ausgerichtet.

Studierende können nun mit einem qualitativen Milieu-Ansatz differenziert werden (Gapski/Köhler 1997 sowie Gapski/Köhler/ Lähnemann 2000 und 2001):

„Die Fraktionen stehen in Verhältnissen zueinander, gehören eher dem dominierenden oder dem dominierten Pol des Milieus an. Der Kampf um Dominanz, um die Definition des legitimen Studienstils ist ein Kampf um Anerkennung von Klassifikationen, Bedeutungen, Situationsdefinitionen“ (Gapski/Köhler 1997: 129).

Strukturelle Bedingungen, etwa soziale Herkunft, wirken hier nicht als bestimmende Variable für die Zugehörigkeit zu einer Fraktion im Studierendenmilieu – die ökonomisch Bessergestellten sind zwar weiterhin stark überrepräsentiert,³ dem entspricht aber nicht eine innere Homogenität des Studierendenmilieus.

Studentische Motivlagen werden so einer differenzierten Analyse zugänglich. Nebenjobs etwa, denen knapp zwei Drittel der Studierenden nachgehen (Bargel/Ramm/Multrus 2001: 181), sind hauptsächlich nicht

³ Dieser Befund wird durch die regelmäßig durchgeführten Sozialerhebungen des Deutschen Studentenwerks belegt. In der aktuellen Erhebung für das Jahr 2000 heißt es: „Im Jahre 2000 stammen 59% der Studierenden aus den beiden oberen und 41% aus den beiden unteren Herkunftsgruppen. Gegenüber 1997 hat sich allein der Anteil der unter Studierenden stark überrepräsentierten oberen Herkunftsgruppe weiter erhöht, während die Anteile der drei übrigen Herkunftsgruppen leicht rückläufig sind“ (Schnitzer u.a. 2001: 4). Der Anteil der Studierenden aus der untersten Herkunftsgruppe beträgt 13%.

mehr durch materielle Bedürftigkeit begründet und könnten deswegen auch nicht durch eine bessere finanzielle Ausstattung der Studierenden behoben werden, sei es durch eine Bafög-Reform oder durch die Einführung von Studiengebühren. Denn neben Zusatzeinkünften bieten Nebenjobs vor allem weitere Qualifikationen und Praxiserfahrungen. Zudem stellen sie auch eine Quelle sozialer Anerkennung dar, die flexible Studierende an der Hochschule so nicht erhalten: Nebenjobs „sind, in dem Maße, in dem ein Studium mit Blick auf die realen Arbeitsmarktchancen als autonomes akademisches Unternehmen unsinnvoll erscheint, in milieuspezifisch und fachkulturell unterschiedlichem Maße zum qualitativ zentralen Bestandteil studentischer Lebenswelt geworden, weil sie vermutlich besonders in den geisteswissenschaftlichen Fächern neben dem bloßen Gelderwerb extrafunktionale Gratifikationen bereitstellen, die das Studium unter den Bedingungen der Massenuniversität und der Inflation der Titel verweigert“ (Gapski/Köhler 1997: 85f).

Die soziale Zusammensetzung des Studierendenmilieus bestimmt demnach nicht dessen dominante Deutungsmuster. Es sind vielmehr soziale Kämpfe, Kämpfe um Deutungen, legitime Lebensstile und -ziele, die sich im Studierendenmilieu zwischen den verschiedenen Fraktionen abspielen.

Eine qualitative Einordnung des flexiblen Studierenden

Studierende stehen in einem Spannungsfeld zwischen Anforderungen des wissenschaftlichen und des ökonomischen Feldes. Die Integration dieser Anforderungen in studentische Lebensentwürfe ruft Konflikte hervor. Traditionell werden Studierende als ‚akademische Studierende‘ primär im wissenschaftlichen Feld lokalisiert.⁴ Da dort kulturelles Kapital (z.B. Titel, Prestige) die höchste Wertigkeit besitzt, sollen sie dieses akkumulieren. Sofern das wissenschaftliche Feld für Studierende nur ein Durch-

⁴ Diese Lokalisierung findet sich etwa in den sechs Interviews mit ProfessorInnen bei Stefani Engler (2001). Die wissenschaftliche Persönlichkeit, die von den Interviewees konstruiert wird, absolviert immer ein Studium (was nicht weiter verwunderlich ist, da es eine Voraussetzung für die akademische Karriere ist). Wenn aber das wissenschaftliche Feld nach den Charakteristika der wissenschaftlichen Persönlichkeit organisiert ist, Studierende von wissenschaftlichen Persönlichkeiten ausgebildet werden, und dies nicht zuletzt Teil des wissenschaftlichen Reproduktionsprozesses ist, dann sehen ProfessorInnen Studierende eben primär als ‚akademische Studierende‘.

gangsstadium darstellt, werden sie entsprechend dem Leitbild des akademischen Studierenden, das die Zentralität des Studiums unterstellt, nicht anerkannt. Flexible Studierende aber wollen sich einerseits für die Anforderungen des ökonomischen Feldes qualifizieren, was dort auch erwartet wird; andererseits ist eine Anforderung des ökonomischen Feldes für das Erreichen einer herrschenden Stellung nach wie vor der akademische Titel, der nur über die Akkumulation kulturellen Kapitals erhältlich ist. Die wachsende Bedeutung der Anforderungen außeruniversitärer, häufig ökonomischer Felder für Studierende und ihre gleichzeitige Positionierung im wissenschaftlichen Feld als Studierende konstituieren somit ein Spannungsfeld.

Die parallele Erfüllung von Anforderungen unterschiedlicher Felder und deren Integration in studentische Lebensentwürfe führt zu Konflikten. Flexible Studierende lassen sich nicht mehr problemlos in die Reproduktionsprozesse des wissenschaftlichen Feldes einordnen. Aktivitäten wie Praktika, aber auch Forderungen nach Praxisnähe der Studieninhalte verweisen darauf, dass flexible Studierende stark an der (ökonomischen) Verwertbarkeit ihres während des Studiums akkumulierten Kapitals interessiert sind: So orientieren sie ihr Handeln nicht an der Akkumulation kulturellen Kapitals, um eine akademische Stellung im wissenschaftlichen Feld einnehmen zu können, sondern an der Transformation kulturellen Kapitals in ökonomisches Kapital bzw. dessen direkter Akkumulation, wenn sie schon während des Studiums ihren zukünftigen Job ausüben. Diese Ausrichtung ihres Handelns auf zukünftige Wettbewerbsvorteile unterwirft flexible Studierende aber den Bedingungen des ökonomischen Feldes und überprüft ihre Akkumulationsanstrengungen für kulturelles Kapital auf deren (spätere) ökonomische Verwertbarkeit.

Eine soziologische Analyse studentischer Lebensentwürfe, die soziale Konflikte im Studierendenmilieu identifizieren will, kann nun untersuchen, auf welche Weise Studierende auf das diagnostizierte Spannungsfeld reagieren. Einigen Studierenden gelingt diese Integration besser, für andere ist sie äußerst problematisch. Das Studierendenmilieu lässt sich so nach der Bewältigung von Anforderungen intern differenzieren. Flexible Studierende nehmen hier eine herrschende Stellung ein, weil ihre Lebensentwürfe, in denen das Studium nur eine von mehreren Qualifikationsanstrengungen bedeutet, unter den Studierenden inzwischen weitgehend akzeptiert sind. Andere Studierende aber geraten unter Druck: Sie bilden deswegen in Reaktion auf die an sie gestellten Anforderungen be-

stimmte Strategien aus, um sozial funktionstüchtig zu sein. Gapski und Köhler (1997) unterscheiden vier Fraktionen: das berufsorientierte, arrivierte, postmoderne und hedonistische Milieu. Diese können anhand des diagnostizierten Spannungsfeld analysiert werden.

Studierende aus dem *berufsorientierten Milieu* sind flexible Studierende. Sie studieren „unter dem Imperativ einer permanenten ‚Kosten-Nutzenabwägung‘. Von der Uni erwarten sie scheinbar nicht viel mehr als einige Anregungen, etwas Grundwissen und ein Zertifikat“ (Gapski/Köhler 1997: 123). Deswegen üben die Studierenden aus dem berufsorientierten Milieu schon während des Studiums den Job aus, in dem sie sich später auch selbst verwirklichen wollen. Sie sind flexible Studierende, die sich außerhalb der Universität für die antizipierten Anforderungen des Arbeitsmarktes qualifizieren. Hinzu kommt, dass der Nebenjob, der ja eigentlich kein *Nebenjob* mehr ist, auch die bereits erwähnten „extrafunktionellen Gratifikationen“ gewähren kann. Unter dem Eindruck der eigenen Konzentration auf Kosten-Nutzenabwägungen kritisieren solche Studierende „unbeschwertes Vor-sich-hin-Studieren (...) als verantwortungslos, weltfremd, dysfunktional“ (ebd.: 123). Da in ihren Selbstbildern kaum Zweifel daran besteht, dass sie sich auf dem Markt durchsetzen werden, gelingt die Integration widersprüchlicher Anforderungen (zunächst) problemlos: Hochschule und Studium werden auf eine von mehreren Qualifikationsanstrengungen reduziert.

Die Zielvorstellungen von Studierenden aus dem *arrivierten Milieu* sind weder durch übertriebene Karrierewünsche noch durch ziellose Unsicherheit bestimmt; „aufgeschlossen, lernbereit und wenig präntiös sind sie dabei, sich in ihr Fach einzufinden, um später in eine unabhängige und kreative Position kommen zu können“ (ebd.: 100). Der Studienstil zielt auf die Herstellung der eigenen Arbeitsmarktfähigkeit. Es wird sich durch das Studium durchgebissen, auch wenn dessen Mängel teilweise offenkundig sind.

Unter Druck geraten Studierende aus dem *arrivierten Milieu*, wenn es um die Verteidigung ihrer Lebensweise geht: „Nur aus der Defensive gelingt es [ihnen], die Qualitäten ihrer Lebensweise – Gemeinsamkeit, gesellige Kommunikation und Autonomieanspruch – gegen den Druck zum Schnellstudium herauszustellen“ (ebd.: 100). In dieser Defensivhaltung zeigen sich Wirkungen eines neoliberalen Mobilisierungsdiskurses (s.u.), dem es gelingt, „tiefsitzende Überzeugungen, wie sinnvoll gut zu leben und zu arbeiten ist, für eine möglichst umstandslose Marktvergesellschaftung“ (ebd.: 100).

tung zu vernutzen, wobei es immer wieder gelingt, Ängste und Ressentiments anzusprechen“ (ebd.: 101). Als Folge wird Selbstvertrauen über individuelles Leistungsdenken hergestellt. Kritik an Hochschule und Gesellschaft wird ebenfalls individualisiert in dem Sinne, dass sie auf ‚unfähige‘ Studierende übertragen wird. Auch die eigenen Situation deuten sie mittels eines individualisierten Leistungsvokabulars: Studierende aus dem arrivierten Milieu fühlen sich „durch ihre Erfolgserlebnisse anerkannt – eine Anerkennung, die nicht auf inklusive, solidarische Momente gegründet ist, sondern andere im Kampf um Wettbewerbsvorteile sogar ausschließt“ (ebd.: 101).

Auch diese Studierenden werten ihr Studium hinsichtlich antizipierter Anforderungen des Arbeitsmarktes. Diese Einstellung stößt aber spätestens beim privaten Bereich an ihre Grenzen: Dieser muss gegen die Anforderungen des Wettbewerbs geschützt werden. Flexible Studierende fungieren als eine Art schlechtes Gewissen für Studierende aus dem arrivierten Milieu, da jene (scheinbar) souverän wettbewerbliche Anforderungen integrieren.

Studierende aus dem *postmodernen Milieu* wiederum sind souverän im Studium, trennen dieses aber radikal vom Privaten. Diese Trennung erweist sich als funktionstüchtig. Der kritische Blick auf die Realität wird übersetzt in „eine fast leichtläufige Negativität, die ihre Erwartungen an das Besserwerden der Welt auf eine private Heilserwartung zurückschraubt“ (ebd.: 118). Damit ist das postmoderne Milieu wiederum sehr nahe an den flexiblen Studierenden, die ihre Werte ebenfalls im privaten Bereich suchen. Doch liegt gerade hier auch der wesentliche Unterschied: Während flexible Studierende sich eher auf konforme Werte zurückziehen, nehmen Studierende aus dem postmodernen Milieu eine weitere Unterscheidung in bezug auf Konformität vor. Sie handeln konform, wenn es um die Erledigung institutioneller Aufgaben, also des Studiums, geht. Nonkonform hingegen handeln sie „in allen Belangen, die ihre subjektiven Freiheiten betreffen“ (ebd.: 119). Konflikte treten hier auf, wenn die Trennung zwischen institutionellem und privatem Bereich nicht mehr gelingt. Diese ‚postmodernen‘ Studierenden sind aber ziemlich kreativ in der Gestaltung dieser Trennung, etwa wenn sie sich eher nonkonforme Praktika suchen (z.B. in kulturellen und sozialen Einrichtungen), wodurch sie sich gleichzeitig von flexiblen Studierenden absetzen.

Die Lebensentwürfe von Studierenden aus dem (*alternativ-)**hedonistischen Milieu* sind inzwischen weitgehend delegitimiert. Nonkonformis-

mus, „die Notwendigkeit eines radikalen Bruchs mit eingeschliffenen Routinen und der bürgerlichen Lebensweise insgesamt“ (ebd.: 106), ist die zentrale Konvention dieses Milieus. Studierende aus diesem Milieu sind den flexiblen Studierenden bipolar entgegengesetzt, denn „nonkonformistische Studienstrategien sind dem Selbstverständnis nach substantiell *macht- und karrierekritisch*“ (ebd.: 106, Hervorhebung im Original). Ein dezidiert alternatives Milieu ist heute verschwunden, da Nonkonformismus zur zentralen Konvention wurde, nach der gehandelt werden *musste*: Die Ablehnung von Konventionen wirkt so als Konformität zweiter Ordnung (ebd.: 112), was zu einem drastischen Glaubwürdigkeitsverlust führt. Die resultierende Delegitimierung alternativer Positionen, über die sich heute eher lustig gemacht oder von denen sich zumindest distanziert wird, hat zum Verschwinden des alternativen Milieus geführt. Das verbliebene hedonistische Milieu gehört dem dominierten Pol an: Widersprüchliche Anforderungen und flexible Studierende werden zugunsten eines nonkonformen Lebensstils ignoriert.

Flexible Studierende sind in drei von vier Milieus bereits akzeptiert, wenn auch in unterschiedlicher Weise. Nur das hedonistische Milieu ist inkompatibel mit den flexiblen Studierenden, allerdings auch schon hinreichend delegitimiert. Während Studierende aus dem berufsorientierten Milieu ihre Individualisierung im Kampf um Wettbewerbsvorteile als Freiheitsgewinn auffassen, finden sich Studierende aus dem arrivierten und dem postmodernen Milieu in ihrer Lebensweise unter Druck gesetzt. Um dennoch funktionstüchtig zu bleiben, bilden sie in Reaktion auf Flexibilitäts-Anforderungen Strategien aus, ohne dass flexible Studierende selbst in Frage gestellt werden würden. Mit diesen Strategien wird eine Verteidigung der eigenen Lebensweise gegenüber Leistungs-, Effizienz- und Wettbewerbsanforderungen angestrebt. Studierende aus dem postmodernen Milieu reagieren mit einer Spaltung ihres Verhaltens: institutionell angepasst, privat nonkonform, wohingegen sich im arrivierten Milieu neokonformistische Verhaltensweisen finden; eine Reaktion, die der oben beschriebenen Suche der flexiblen Menschen nach Stabilität in festen und zeitlosen Regeln entspricht. Neokonformistische Verhaltensweisen bezeichnen eine Lust an der Anpassung⁵ an konforme Werte, bedeuten aber nicht lediglich eine Rekonventionalisierung von Lebensformen (Demirovic/Paul 1996: 118ff, auch Klein 2003). Ständen solche konfor-

⁵ „Das sozial Erwünschte ist auch das subjektiv Erwünschte“ (Schulze 1993: 302).

mistischen Verhaltensweisen lange Zeit im Studierendenmilieu unter erheblichen Legitimationsdruck, so ist heute aus ihnen eine legitime Tugend geworden (Gapski/Köhler 1997: 74). Allerdings müssen sie sich nicht mehr von alternativen Lebensentwürfen abgrenzen, sondern tragen deutlich kompensatorischen Charakter. Immer wieder muss der private Bereich vor den Anforderungen des Wettbewerbs geschützt werden, ohne dass deren Legitimität bezweifelt werden könnte.

Flexible Studierende im neoliberalen Mobilisierungsdiskurs

„Wenn die Schwachen sich stark fühlen, fallen sie den Starken nicht mehr auf die schwachen Nerven“ (Fach 2000: 125).

Flexible Studierende sind flexible Menschen, d.h. ihre Legitimität begründet sich durch die positive Deutung gesellschaftlicher Individualisierungsprozesse. Deswegen ist es für die Analyse von Studierenden notwendig, die Perspektive über das wissenschaftliche Feld hinaus zu erweitern. Ohne Bezugnahme auf gesellschaftliche Prozesse bliebe offen, warum flexible Studierende im Studierendenmilieu auf breite Akzeptanz treffen.

In Anlehnung an Michel Foucaults Konzept der neoliberalen Gouvernementalität (2000) ist diese positive Deutung gesellschaftlicher Individualisierungsprozesse Teil eines neoliberalen „Mobilisierungsdiskurses“ (Bröckling 2000: 137). In diesem gilt: „Wer es an Initiative, Anpassungsfähigkeit, Dynamik, Mobilität und Flexibilität fehlen lässt, zeigt objektiv seine oder ihre Unfähigkeit, ein freies und rationales Subjekt zu sein“ (Lemke/Krasmann/Bröckling 2000: 30). Neoliberal bezeichnet dabei eine Generalisierung der ökonomischen Form, in deren Zuge ‚der Markt‘ zum Organisationsprinzip von Gesellschaft und Staat erhoben wird. Es handelt sich zudem um einen Mobilisierungsdiskurs, weil nicht mehr per Disziplinierung zu erreichende Normen im Zentrum stehen, sondern die Freisetzung oder ‚Entfesselung‘ unternehmerischer Talente.⁶

Durch die Suggestion individueller Selbstverwirklichung wirkt der neoliberale Mobilisierungsdiskurs anziehend auf flexible Studierende. Mit der Zuweisung von Eigenverantwortung an Studierende wird der

⁶ „Bei der Arbeit der (Selbst-)Disziplinierung hatte man nie aufgehört anzufangen, beim generalisierten Wettbewerb um die Kundenzufriedenheit dagegen wird man nie mit etwas fertig“ (Bröckling 2000: 137).

Verlust sozialer Bindungen bzw. auf diese ausgeübter Druck positiv als Freiheitsgewinn umgedeutet. Nach dieser Deutung steht es allen offen, selbst zu entscheiden, inwieweit sie sich selbst flexibilisieren wollen. Sie müssen lediglich im Wettbewerb bestehen können.

Was in diesem Wettbewerb zählt, unterliegt dem offenen Spiel der Marktkräfte. Diese müssen genau beobachtet werden⁷ – Praktika, Zusatzqualifikationen, Nebenjobs, Auslandsaufenthalte, ja selbst soziales Engagement (!) könnten zur entscheidenden ‚Zeile im Lebenslauf‘ werden. Der Inhalt dieser Arbeit an sich selbst ist also durchaus nicht in dem Maße selbstbestimmt, wie es die propagierte Eigenverantwortung suggeriert.

Dabei zeigt sich, dass im neoliberalen Mobilisierungsdiskurs Scheitern im Konkurrenzkampf nicht thematisiert wird. Folgen flexible Studierende dessen Strategien, werden sie erfolgreich sein; verweigern sie sich ihnen, so sind nur sie selbst dafür verantwortlich: Dahinter steckt ein Appell an die Eigenverantwortung, der Erfolg und Mißerfolg im individuellen Handeln verortet:

„Wer Erfolg hat, hat ihn verdient; wer keinen hat, hat etwas falsch gemacht. (...) Empowerment und Demütigung gehen Hand in Hand. Wenn jeder erreichen kann, was er will, haben es jene, die auf der Strecke bleiben, nicht besser gewollt (und folglich ihr Schicksal verdient)“ (Bröckling 2000: 162).

Wie Bröckling eindrucksvoll zeigt, besteht die Strategie hauptsächlich darin, sein Leben als permanentes Assessment-Center zu führen. Tauchen Probleme auf, so werden diese zur Herausforderung umgedeutet. Der Einzelne wird so als Agent der kontinuierlichen Verbesserung der eigenen Person in die Pflicht genommen.

Flexible Studierende richten ihr Handeln bereits an der suggerierten Einsicht aus, dass Distinktion von den anderen Marktvorteile verschafft (vgl. ebd.: 157). Genau wie es im neoliberalen Mobilisierungsdiskurs gefordert wird, antizipieren sie Anforderungen des Arbeitsmarktes und suchen ihre Stärken zu erkennen und für Wettbewerbsvorteile einzusetzen. Nur an der Universität gelingt dies nicht, denn diese ist (noch) nicht nachhaltig nach der Funktionslogik wettbewerblicher Marktsteuerung ‚reformiert‘. Deswegen verlagern flexible Studierende ihren Lebensmittelpunkt in Bereiche außerhalb der Hochschule.

⁷ „Sich selbst so zu sehen, wie andere einen sehen, wird zur Voraussetzung, das aus sich zu machen, was man sein will, aber noch nicht ist“ (Bröckling 2000: 154).

Fazit

Flexible Studierende reagieren positiv auf gesellschaftliche Individualisierungsprozesse. Diese Reaktion ruft wiederum innerhalb des Studierendenmilieus Konflikte hervor, für deren Verständnis die Bezugnahme auf gesellschaftliche Prozesse jenseits des wissenschaftlichen Feldes notwendig ist. Für die Hochschul- bzw. Studierendenforschung bedeutet dies, eine Differenzierung der Studierenden anzuerkennen, die sich nicht aus der Struktur des wissenschaftlichen Feldes ergibt.⁸ Vor dem Hintergrund einer Reform der Studienorganisation, z.B. der Einführung gestufter Studiengänge, kommt dieser Differenzierung von Studierenden eine große Bedeutung zu, könnte sie doch zur Entwicklung differenzierter Anforderungsprofile für Studierende führen. Dies ist bislang nicht der Fall (vgl. Pasternack 2001: 97f.).

Zudem bewegen sich flexible Studierende als Forschungsgegenstand an der Schnittstelle zwischen Hochschulforschung und der Analyse gesellschaftlicher Prozesse. Somit sollte die Studierendenforschung ihre Analysen stärker für gesellschaftliche Prozesse und deren Einflüsse auf das wissenschaftliche Feld öffnen. Auf diese Weise könnte einer Perspektivenverengung entgegen gearbeitet werden. Indem sich die Studierendenforschung nun selbst ihre gesellschaftlichen Zugänge schafft,⁹ sich in ihren Analysen stärker auf gesellschaftliche Prozesse bezieht, könnte sie einen Beitrag zur Überwindung dieser Perspektivenverengung leisten.

Welche sozialen Folgen hat schließlich der Wandel hin zu flexiblen Studierenden? Die umfassende Selbstflexibilisierung ruft soziale Konflikte innerhalb des Studierendenmilieus hervor, die von (flexiblen) Studierenden nicht als solche gedeutet werden. Auch jene Studierenden, die im neoliberalen Mobilisierungsdiskurs unter Druck geraten, bleiben innerhalb der diskursiven Vorgaben – Konflikte werden als Herausforderung oder individuelles Versagen gedeutet. Eine Verschärfung dieser Konflikte

⁸ Ein Beispiel für eine Differenzierung der Studierenden anhand der Strukturen des wissenschaftlichen Feldes bieten Arbeiten der Fachkulturforschung. Dies ist perspektivisch begründet, da diese Arbeiten häufig wissenschaftliche Reproduktionsprozesse und deren Abhängigkeit von Variablen wie Geschlecht (Frank 1990) oder sozialer Herkunft (Engler 1993) untersuchen.

⁹ „War die Universität bisher stolz darauf, unter Verweis auf ‚Wissenschaft‘ die Zugriffe von Politik und Wirtschaft, Kunst und Religion auf ihre Curricula auf Distanz zu halten, so wird sie jetzt möglicherweise nicht mehr darum kommen, diese Zugriffe selbst zu konstruieren (als ihre eigenen Freiheitsspielräume)“ (Baecker 2000:73).

ist spätestens dann zu erwarten, wenn der erfolgreiche Einsteiger in den Arbeitsmarkt nach dem Studium ausbleibt – trotz aller Selbstoptimierung. Diese Konflikte sind Folgen eines wesentlichen Merkmals des neoliberalen Mobilisierungsdiskurses: seine postulierte Alternativlosigkeit. Denn der neoliberale Mobilisierungsdiskurs bezeichnet „ein politisches Projekt, das darauf zielt, eine soziale Realität herzustellen, die es zugleich als bereits existierend voraussetzt“ (Bröckling/Krasmann/Lemke 2000: 9). Der Schutz des privaten Bereichs, ein Studium, dessen Gestaltung so frei und offen ist, wie es den Anforderungen von Wissenschaft entspricht, oder die Weigerung, das eigene Leben marktförmig zu deuten, werden allesamt als Widerstände gegen die als natürlich angenommene Ausdehnung unternehmerischer Freiheit gedeutet. Diese Deutung wurde hier kritisiert. In dieser Kritik aber eine Rechtfertigung altbekannter Konzepte zu sehen, würde den Wandel studentischer Lebensentwürfe und das veränderte Verhältnis zu Studium und Hochschule verkennen.

Literatur

- Baecker, Dirk (2000): Die Universität als Algorithmus. Formen des Umgangs mit der Paradoxie der Erziehung. In: Laske, Stephan u.a. (Hg.): Universität im 21. Jahrhundert. Zur Interdependenz von Begriff und Organisation der Wissenschaft. München und Mering, S. 47-75
- Bargel, Tino (2000): Lebensgefühle und Zukunftsperspektiven von Studierenden – empirische Befunde studentischer Befragungen. Konstanz
- Bargel, Tino/Ramm, Michael/Multrus, Frank (2001): Studiensituation und studentische Orientierungen. 7. Studierendensurvey an Universitäten und Fachhochschulen. Bonn
- Bröckling, Ulrich/Krasmann, Susanne/Lemke, Thomas (Hg.) (2000): Gouvernamentalität der Gegenwart. Studien zur Ökonomisierung des Sozialen. Frankfurt/Main
- Bröckling, Ulrich (2000): Totale Mobilmachung. Menschenführung im Qualitäts- und Selbstmanagement. In: Bröckling/Krasmann/Lemke (Hg.) 2000, S. 131-167
- Coupland Douglas (1996): Microserfs. London
- Demirovic, Alex/Paul, Gerd (1996): Demokratisches Selbstverständnis und die Herausforderung von rechts. Student und Politik in den neunziger Jahren. Frankfurt/Main
- Durrer, Frank/Heine, Christoph (1998): Nachschulische Ausbildungswahl und Einstellungen der Studienberechtigten 96 im Kontext von Standortdiskussion und Globalisierung. HIS Kurzinformation A4/1998
<http://www.his.de/Service/Publikationen/Kia/pdf/Kia/kia199804.pdf> (Zugriff 30.03.04)

- Engler, Steffani (1993): Fachkultur, Geschlecht und soziale Reproduktion. Eine Untersuchung über Studentinnen und Studenten der Erziehungswissenschaft, Rechtswissenschaft, Elektrotechnik und des Maschinenbaus. Weinheim
- Engler, Steffani (2001): „In Einsamkeit und Freiheit“? Zur Konstruktion der wissenschaftlichen Persönlichkeit auf dem Weg zur Professur. Konstanz
- Fach, Wolfgang (2000): Staatskörperkultur. Ein Traktat über den „schlanken“ Staat. In: Bröckling/Krasmann/Lemke (Hg.), S. 110-130
- Foucault, Michel (2000 [1978]): Die Gouvernementalität. In: Bröckling/Krasmann/Lemke (Hg.), S. 41-67
- Frank, Andrea (1990): Hochschulsozialisation und akademischer Habitus. Eine Untersuchung am Beispiel der Disziplinen Biologie und Psychologie. Weinheim
- Gapski, Jörg/Köhler, Thomas (1997): Studentische Lebenswelt. Analysen zum Alltag und Milieu, zu Bildungs- und Studienstilen, zur Lebensphase Studium bei Studierenden der Universität Hannover. Hannover
- HerausgeberInnengruppe ‚Lucky Streik‘(1998): Lucky Streik. Ein Kampf um Bildung. Gießen
- Kehm, Barbara/Pasternack, Peer (2001): Hochschulentwicklung als Komplexitätsproblem. Fallstudien des Wandels. Weinheim und Basel
- Klein, Markus (2003): Gibt es die Generation Golf? Eine empirische Inspektion. Kölner Zeitschrift für Soziologie 1/2003, vol. 55, S. 99-115
- Lemke, Thomas/Krasmann, Susanne/Bröckling, Ulrich (2000): Gouvernementalität, Neoliberalismus und Selbsttechnologien. Eine Einleitung. In: Bröckling/Krasmann/Lemke (Hg.), S. 7-40
- Pasternack, Peer (2001): Die Diskussion um gestufte Abschlüsse und die Funktionen von Hochschulbildung. In: Kehm/Pasternack, S. 93-119
- Schnitzer, Klaus u.a. (2001): Die wirtschaftliche und soziale Lage der Studierenden in der Bundesrepublik Deutschland 2000. Ausgewählte Ergebnisse der 16. Sozialerhebung des Deutschen Studentenwerks durchgeführt durch HIS Hochschul-Informationssystem, Bonn
- Sennett, Richard (2000): Der flexible Mensch. Die Kultur des neuen Kapitalismus, Berlin
- Willige, Janka (2003): Studierende auf dem Weg nach Europa. Studierendenerhebung 2003 zur Akzeptanz des Bologna-Prozesses.
<https://hisbus.his.de/hisbus/docs/hisbus-bologna.pdf> (Zugriff am 28.7.04)